



Rundbrief Nr. 28

März 2013

Liebe Vereinsmitglieder,

in diesem Rundbrief möchten wir Sie u.a. über die finanzielle Situation unseres Vereins informieren.

Vielleicht hat sich manches Mitglied schon gefragt, was der Verein, d. h. der Vorstand mit den Mitgliedsbeiträgen denn macht. Es kommt bei 250 Mitgliedern und 50 € Jahresbeitrag einiges zusammen, 12 500 €. Nun wissen viele nicht, dass wir von den 50 € für jedes Mitglied 22 € an den Bundesverband abführen müssen. Dafür bekommen Sie u.a. 2 x im Jahr die Zeitschrift *autismus*, Zeitschrift des Bundesverbandes "autismus Deutschland e.V." zugesandt.

Unserem Verein bleiben dann noch 7000 € zur Verfügung, z.B. für Kopierkosten und Versand von Einladungen und Rundbriefen, mindestens 6 Sendungen jährlich. Das sind Porto- und Druckkosten von ca. 2000 €.

Leider hat die Post seit Anfang dieses Jahres den kostengünstigen Infobrief aus dem Sortiment genommen, so dass nun für jede Sendung ganz normales Briefporto anfällt. Deshalb wollen wir noch in diesem Jahr eine Umstellung vornehmen und die Rundbriefe, wenn möglich, per Email verschicken. Dazu ergeht noch ein gesonderter Brief an Sie.

Die Herbstfreizeit, bei der wir interessante, zum Teil aber teure Referenten einladen, verschlingt trotz Teilnehmergebühren, Zuschüssen der Stadt Stuttgart und der Krankenkassen, mindestens 2000 bis 3000 € pro Jahr aus der Vereinskasse.

Der Rest wird dann noch für den Familienentlastenden Dienst, das Sozialtraining, Raummiete, ab und zu ein geringer Betrag für Fortbildung des Vorstandes und Versicherungen ausgegeben.

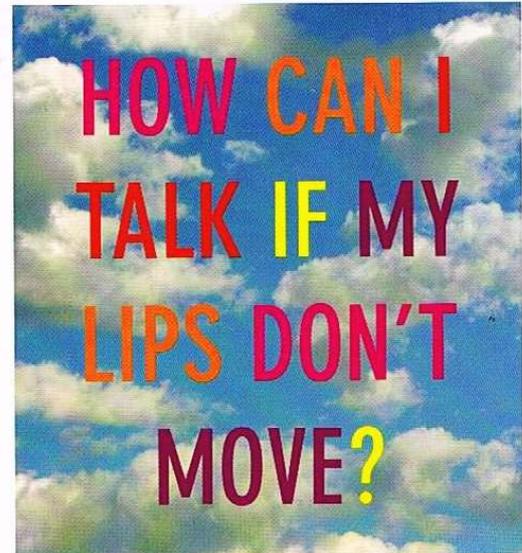
Keiner von unseren Vorstandsmitgliedern rechnet seine Telefonkosten ab oder nimmt die Fahrtkosten-Rückerstattung zu den Sitzungen oder sonstigen Vereinsfahrten in Anspruch.

So versuchen wir, mit dem wenigen Geld über die Runden zu kommen und nicht allzu viel Defizit zu produzieren.

Mit Spenden werden wir leider selten bedacht.

Es grüßt Sie

Gerhild Tillmann
Kassenführerin



inside my autistic mind

TITO RAJARSHI MUKHOPADHYAY

author of *The Mind Tree*

Lesen Sie dazu den Text auf S. 3

Von dem Inder **Tito Mukopadhyay** erschien 2005 in deutscher Sprache das Buch „Der Tag, an dem ich meine Stimme fand.“ Mukopadhyay wuchs in Mysore und Bangalore in Indien auf und lebt nun mit seiner Mutter in Austin, Texas. Tito begann als Kind zu schreiben. Seine Mutter stützte ihn. Viele Schwierigkeiten, die er beschreibt, wurden in ähnlicher Weise von anderen autistischen Autoren beschrieben.

www.autismusstuttgart.de

Vorsitzende des Vorstandes:
Helga Braun-Habscheid
Ostlandstr. 3
73760 Ostfildern
0711/3400501
autismus_stuttgart@gmx.de

Bankverbindung:
Landesbank
Baden-Württemberg
BLZ 60050101
Konto 2520306

Spenden sind
steuerbegünstigt.

.....dass ich mich immer sehr freue, wenn im Briefkasten der Umschlag mit dem aktuellen Rundbrief liegt.

In einer der letzten Vorstandssitzungen hatten wir das Thema "Rundbriefversand per Post oder in Zukunft per Mail?". Die Meinungen dazu in der Runde waren sehr unterschiedlich. Natürlich wäre die E-Mail zeitgemäßer, schneller zu "überfliegen" und als erledigt wegzulöschen. Kein Papierkram, nichts liegt herum und muss dann noch in die grüne Tonne entsorgt werden. Ja, das hörte sich doch gut an und wäre der heutigen schnelllebigen Zeit angepasst. Fanden einige. Ich nicht! Wenn ich nun von mir ausgehe, dann muss ich sagen, dass ich mich immer sehr freue, wenn im Briefkasten der Umschlag mit dem aktuellen Rundbrief liegt. Auch ich habe wenig Zeit, schaue morgens kurz in meine Mails, überfliege einige und lösche sie sofort weg. Würde der Rundbrief auf diesem Wege kommen, dann wäre er es mir Wert, diesen auszudrucken. Ich habe nicht die Zeit mich sofort hinzusetzen und alles von Anfang bis Ende zu lesen. Natürlich fange ich gleich mal kurz an, wenn ich ihn in der Hand habe, aber dann lege ich ihn auf die Seite, nehme ihn immer wieder mal und lese weiter. Oft abends zu einer Zeit, wo ich nicht mehr vor dem PC sitzen will, sondern er oft eine Abendlektüre ist, die ich gerne vor dem Einschlafen noch lese. Ehrlich gesagt gibt es noch einen Grund, warum ich den Rundbrief nicht unter vielen Mails mal kurz anklicken will und diesen dann, wie das meiste auch, einfach weglösche. Ich weiß, wie viel Mühe, Zeit, Gedanken und Energie Frau Zöller investiert, bis überhaupt der Rundbrief so ist, dass er verschickt werden kann. Ich finde es dieser Arbeit einfach angemessen, dass man sie wirklich in der Hand hat, darin blättern kann, beiseite legen kann, wieder mal zur Hand nimmt - machen wir es nicht auch mit einer uns wichtigen und zur Gewohnheit gewordenen Lieblingszeitschrift so auch?

Karin Unger

Berufsfindung für Schüler, die mit Hilfe von FC einen Schulabschluss erreicht haben

Kostenzusagen bzw. Urteile zur Kostenübernahme für eine FC-Stützpersion im Bereich Ausbildung und Beruf sind beim Bundesverband bisher noch nicht bekannt. Dies liegt vermutlich daran, dass viele Schülerinnen und Schüler mit Autismus, die einer FC Stützpersion bedürfen, erst jetzt ihren Schulabschluss erreichen werden.

Alle Mitglieder der AG FC werden gebeten, bekannt werdende Fälle an die Geschäftsstelle zu melden.

Obwohl ein Präzedenzfall bisher noch nicht vorliegt, lässt sich Folgendes feststellen:

Wenn ein Anspruch auf eine FC-Stützpersion im Bereich Schule besteht, dann lässt sich dieser Anspruch auch auf die Berufsausbildung und das Arbeitsleben übertragen.

Die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen bezieht sich ausnahmslos auf alle Lebensbereiche.

In Bezug auf den ersten Arbeitsmarkt könnte im Rahmen einer Arbeitsassistenz nach § 33 Abs. 8 Satz 1 Nr. 3 SGB IX i. V. m. § 102 SGB IX der Anspruch geltend gemacht werden, dass die Assistenzpersion auch die Aufgabe als FC-Stützpersion übernimmt, wenn der Arbeitsinhalt zumindest teilweise aus Schreibtätigkeiten besteht.

In allen Bereichen der Berufsausbildung und der Teilhabe am Arbeitsleben ist es außerdem notwendig, mit der Umwelt zu kommunizieren. Deswegen besteht ein Anspruch auf eine Hilfe bei der Kommunikation.

Das kann jedenfalls aus § 55 Abs. 2 Nr. 4 SGB IX (Hilfe zur Förderung der Verständigung mit der Umwelt) abgeleitet werden. Damit kann ebenfalls die Finanzierung einer FC-Stützpersion begründet werden.

Christian Frese

Mitgliederversammlung am 22.6.2013 in Stuttgart-Vaihingen. Herr Frese (Jurist) vom Bundesverband autismus Deutschland e.V. wird bei uns sein und zu juristischen Fragen sprechen. Wenn Sie besondere Fragen oder Wünsche haben, teilen Sie es uns bitte vorab mit. (mkd.zoeller@arcor.de)

Schreiben lernen (gekürzter Textausschnitt aus: Tito Mukopadhyay, How can I speak, if my lips don't move

übersetzt von Dietmar Zöllner

Schreiben zu lernen war das Wichtigste, was ich anstrebte, weil es mir helfen würde, ein Geschichtenerzähler zu werden. (...) Ich könnte keine Buchstabentafel benutzen, um all die komplizierten Gedanken zu ordnen. Ich brauchte Leute, die glauben, dass es meine eigenen Geschichten sind, weil ich den Beweis beim Schreiben mit der Hand liefern konnte. Wenn sie es bezweifelten, konnten sie zusehen, wie ich schrieb. Ich wusste früh in meinem Leben, dass, wenn man mit Autismus geboren wird, man viele Beweise liefern muss, bei Ärzten, Psychologen, Lehrern, Therapeuten, ungläubigen Onkels und Nachbarn und wer weiß, wer noch. Viel Beweisführung ist notwendig, damit jene verstehen, dass Autistischsein dich nicht zu einer Person macht, die nur existiert, dass du in der Lage bist, dir über jeden eine Meinung zu bilden, vorausgesetzt, dass sie die Nerven haben, dieses anzuhören. Wie sollen sie hören können, wenn ich nicht einmal sprechen kann? Wie sollen sie hören, wenn ich eingeschränkt bin beim Zeigen meiner Wörter auf einer Buchstabentafel? Viele Leute haben nicht die Geduld zuzuschauen, wenn ich Wörter schreibe, während ich auf die Buchstabentafel zeige. Manchmal zeige ich zu schnell auf die Buchstaben, manchmal zu langsam. Wenn es langsam geht, kann ich spüren, dass die Leute ungeduldig werden und gehen möchten, es aber nicht tun, weil sie Mutters Gefühle, vielleicht auch meine, wenn sie allgemein an mich glauben, nicht verletzen wollen. (...) Eine neue motorische Aufgabe wie schreiben zu lernen, bedeutete 60 % Arbeit, 10 % Motivation und 10 % innerer Widerstand. An manchen Tagen waren es 50 % Widerstand, 50 % Handarbeit und keine Motivation. Es war wie Segeln auf einem Meer, das manchmal ruhig und manchmal rau ist. Am Anfang fiel der Stift immer weg. Ich hatte kein Problem, einen vertrauten Gegenstand in den Händen zu halten, aber passend zu meiner zeitweise taktilen Abwehrhaltung war es mit Schmerzen verbunden, ein neues Objekt festzuhalten. Immer wenn ich den Stift halten musste, musste ich meine ganze Konzentration darauf lenken. Meine Sinne waren überbeansprucht, wenn ich den Stift halten sollte. Es fühlte sich schlecht an, so wie man sich fühlt, wenn die Haare der Beine in die falsche Richtung wachsen. Es war wie neue Schuhe tragen. Mutter musste immer wieder den Stift aufheben. Ich ließ ihn fallen, während ich auf die Wand sah und hoffte, dass ich den Stift zurück bekam. Ich tat es immer wieder. In der Tat genoss ich gewisserweise die Wiederholung, den Stift fallen zu lassen und Mutter ihn für mich aufheben zu lassen. Wollte ich schreiben? Natürlich wollte ich. Warum ließ ich den Stift immer wieder fallen statt zu versuchen zu schreiben? Wenn meine Sinne überstimuliert sind, kann ich sie nicht stoppen. Meine Sinne sind so überreizt, dass sie jedes bisschen Vernunft begraben. Ich war von meinen sensorischen Kämpfen gegen den Stift überstimuliert. Wie alt war ich damals? Ich war zwischen 5 und 6 Jahre alt, ein Alter, in dem Kinder in der Schule damit beginnen. (...) „Das führt zu nichts“, sagte Mutter, als ich wollte, dass sie mir den Stift gab, um ihn gleich wieder fallen zu lassen. Sie holte von irgendwoher ein Gummiband. Sie band den Stift so an meine Finger, dass ich ihn nicht fallen lassen konnte, auch nicht, wenn ich die Hand schüttelte. Nun als der Stift sicher saß, musste ich ihn benutzen. Ich sollte Linien quer über die Seite ziehen. Zuerst füllte ich die Seite mit vertikalen Linien. Ich hatte es immer geliebt, Streichhölzer zu Dächern zu legen. Jene vertikalen Linien sahen wie lange Streichhölzer aus. Mutter unterstützte am Anfang meine Bewegungen. Sie erlaubte nicht, dass ich meine Hände frei bewegte. Vertikale Linien bedeuteten vertikale Linien und keine anderen Formen. Jeder Fehler wurde ausradiert, und ich musste es noch mal zeichnen. (...) Ich übte jeden Morgen und jeden Abend. Wenn die Seiten voll waren, übte ich auf Zeitungen. Ich konnte den Stift fühlen, wenn ich meine Hände bewegte. Schließlich waren meine Finger nicht mehr taktil abwehrend gegen den Stift. Ich brauchte nicht mehr das Gummiband. Ich begann meine Bewegungen zu verstehen, während ich die Linien zeichnete. Mutter machte Punkte auf die Seite, die sie so anordnete, dass mein Zeichnen mehr von mir kontrolliert wurde. Manchmal benutzten wir Buntstifte. Sonst benutzte ich Bleistifte. Langsam begann ich die Bewegungsmuster zu behalten, mit denen ich die Buchstaben des Alphabets schreiben konnte. Manchmal schrieb Mutter einen halben Buchstaben und vergaß absichtlich die andere Hälfte. Sie vergaß alle vier Striche für den Buchstaben M oder sie vergaß einen Arm für den Buchstaben K. „Etwas ist mit diesem M falsch, etwas ist sicher falsch mit dem Buchstaben M“, murmelte sie, gab mir den Stift, damit ich die Punkte für das unvollständige M ergänzte. Ich vervollständigte stolz den unvollständigen Buchstaben. (...) Dies war eine neue Art den Stift zu benutzen. Ich wurde immer sicherer. Ich wusste, dass mir geglaubt würde, weil ich allein schreiben konnte, und Mutter würde nicht länger meine Sekretärin sein müssen. Ich buchstabierte und kopierte mehr Wörter auf der Seite vor mir. Jede Seite zeugte von meiner Ablösung und Zuversicht. Jedes Wort, das ich im Kopf formte, wurde aufgeschrieben von meinen Händen. Das praktizierte ich jeden Tag. Wie bei einer Regel achtete Mutter darauf, dass ich jeden Tag schrieb, und zwar am Morgen, bevor ich irgendetwas tat. Ich folge bis heute dieser Regel, ohne einen Tag auszulassen. Schreiben wurde eine selbstverständliche Übung in meinem Leben. (...)

Den folgenden Text aus dem Jahr 1971 fand ich bei Aufräumungsarbeiten wieder.. Der Text erschien 1971 als Sonderdruck aus: *Leben und Erziehen*, Heft 9/71, Einhard-Verlag, Aachen). Den Beitrag schrieb Elvira Crummenerl aus Lüdenscheid, die Gründerin des Bundesverbandes autismus Deutschland e.V., die im Februar 2012 starb. Die Zeitschrift *autismus*, Zeitschrift des Bundesverbandes "autismus Deutschland e.V." berichtete in der Mai-nr. 73/12 darüber. Ich bin beeindruckt, wie klar Elvira Crummenerl 1971 die autistische Problematik beschrieben hat. Damals war mein Sohn zwei Jahre alt und ich wusste noch nicht, dass er autistisch sein würde. M. Z.

Dirk ist ein autistisches Kind. Das heißt: Man findet keinen Zugang zu ihm. Es versteht die Zusammenhänge seiner Umwelt nicht, zieht sich in sich selbst zurück. Und dadurch wird seine Weiterentwicklung blockiert. Denn nur durch den anderen Menschen kann ein Kind sich entfalten.

In Deutschland ist das Krankheitsbild des frühkindlichen Autismus erst seit wenigen Jahren bekannt. Noch fehlen Anhaltspunkte für die Häufigkeit. Über die ersten Monate und Jahre autistischer Kinder gibt es keine Erfahrungsberichte. Ein Alarmzeichen ist nicht erst die Kontaktstörung, die Beziehungslosigkeit zu Personen – das ist lediglich ein Symptom. Die Behinderung beginnt, zunächst nicht sichtbar, unmittelbar nach der Geburt. Autismus ist die Folge einer so früh beginnenden Störung des Erkennens, daß überhaupt kein Sozialkontakt entstehen kann.

Dirk konnte schon den allerersten Kontakt zum Leben nicht finden. Die Nahrungsaufnahme war von Anfang an ein Problem. Aber niemand erkannte das als Wahrnehmungsstörung, und so wurde Dirk nicht behandelt. Erst als das Kind sechs Jahre alt war, zeigte es Beziehung zum Essen, mit zehn Jahren hatte er es ganz überwunden, die Nahrung abzulehnen. Zehn Jahre zu spät!

Auch andere Auffälligkeiten hätten rechtzeitig als Krankheitszeichen gewertet werden können: Dirk reagierte nicht, streckte nie seiner Mutter die Ärmchen entgegen. Es blieb der Mutter überlassen, sich allein und ohne Erfahrung mit Dirks Störungen auseinanderzusetzen. Und sie tat es mit so unerschöpflicher Ausdauer und Einsatzbereitschaft, zu der wohl nur Mutterliebe fähig ist.

Es zeigte sich bald, daß das Kind seine Umwelt nicht verstand. Es erkannte nicht den Sinn der Sprache, von Gesten oder Situationen, obwohl keine Störung der Sinnesorgane vorlag. Als es zwei Jahre war, kam es in die Klinik. Befund: praktische Taubheit. Erst später zeigte sich, daß Dirk sogar sehr gut hören konnte.

DIRK ein Kind im eigenen Gefängnis

Er wehrte sich heftig gegen räumliche Veränderungen. Schreien war seine einzige Waffe, seine einzige Ausdrucksmöglichkeit. Da er nicht nachahmen konnte, blieb ihm auch die greifbare Umwelt verschlossen. Sein Blick war verloren, verträumt, ohne Resonanz. Dabei war sein Gesichtchen auffallend hübsch und der Ausdruck darin unverändert intelligent. Diese Diskrepanz zwischen Aussehen und Verhalten machte es Fremden sehr schwer, unbefangen auf das Kind zuzugehen.

Eines Tages erkannte Dirks Mutter, daß ihr Kind nur durch Führung lernte. Schritt für Schritt baute sie eine Therapie auf, bei der die unmittelbare Umwelt als Ausgangspunkt diente. Dirks eigener Körper, das Essen und die räumliche Veränderung bildeten die ersten Stufen dieses künstlichen Lernprozesses. Jede Übung wurde immer und immer wieder ausgeführt: Die Mutter nahm beispielsweise Dirks Hände in ihre eigenen und ließ ihn durch Führung eine bestimmte Handbewegung üben (winken, händeklatschen usw.). Allmählich lernte Dirkschneller, und je mehr er mit der Umwelt vertraut wurde, desto eher verlor er auch seine Angst. Er begann, Zusammenhänge zu erkennen und bedingt zu verstehen. Mit der Zeit erfuhr er, daß die menschliche Stimme eine Bedeutung hat und bemühte sich, aus einer erkennbaren Situation den Sinn der Worte abzuleiten. Das gelang nicht immer und machte ihn unsicher. Dem Zuruf: „Nicht in die Pfütze treten!“ konnte er ohne weiteres folgen, nachdem er einmal wußte, daß man das nicht tun darf. Aber der Aufforderung: „Hol die Tasche!“ konnte er nur nachkommen, wenn die Tasche greifbar vor ihm stand.

Durch Krankengymnastik hatte Dirk gelernt, zu sitzen und sich aufzurichten. Der Anreiz zur Bewegung mußte ihm von außen vermittelt werden. Da das bereits im

ersten Lebensjahr geschah, genügte einige Wochen, um seine Bewegungsaktivität anzukurbeln. Wäre das nicht rechtzeitig geschehen, hätte Dirk nie laufen gelernt. Ähnlich war das Ausbleiben der Sprache zu erklären. Dirks Mutter konnte hierfür keine Übungen, und das Essen reichte als Anregung zur Lautbildung ja nicht aus. Hätte auch hier ein Training früh genug einsetzen können, hätte der Junge mit Sicherheit ebensogut sprechen wie laufen gelernt. So aber blieb er lange Zeit stumm.

Erst als er gut zwei Jahre alt war, entdeckte er seinen Mund und begann, Gegenstände mit Zähnen und Lippen abzutasten. Sechs Jahre später erst bildete er bewußt Laute. Er begriff bald, daß er sich durch diese Laute zwar äußern, aber nicht verständlich machen konnte.

Eine Schule hat Dirk bis heute nicht besuchen können. Spezialeinrichtungen für autistische Kinder gibt es in Deutschland noch nicht. Das Kind mußte isoliert aufwachsen, angewiesen nur auf die Schulung, die seine Mutter ihm im Rahmen ihrer Möglichkeiten vermitteln konnte. Die Zuwendung und nie erlahmende Geduld der Mutter haben es fertiggebracht, daß das Kind trotz seiner schweren Behinderung vieles lernen konnte und daß es sich heute mit seinen zwölf Jahren einigermaßen zurechtfindet. Heute ersetzt er die Führung teilweise schon durch echte Nachahmung.

Dirk war ein Risikokind. Daß Überwachung und Anleitung durch Fachleute fehlten, hat sich sicherlich erschwerend ausgewirkt. Solche Schicksale darf es in unserer modernen Welt nicht mehr geben. Es muß einfach alles getan werden, um nicht nur geeignete Schulen für alle Behinderten zu schaffen, sondern auch Erkrankungen so rechtzeitig zu erkennen, daß Folgebehinderungen gar nicht erst entstehen können. E. C.



Rezension:

Tessa Korber: Ich liebe dich nicht, aber ich möchte es mal können, Ullstein, 2012

Tessa Korber, Schriftstellerin, Mutter eines behinderten Sohnes, geht in ihrem Buch sehr ehrlich mit sich selbst um, auch mit anderen Menschen. Eine Mutter, die alles richtig machen will, aber erlebt, dass sie keine Kraft hat, ihrem Mann zu helfen mit seinen Verletzungen fertig zu werden. Er tut sich schwer zu akzeptieren, dass sein 2. Kind behindert ist. Sie analysiert die Familienproblematik haarscharf, findet keine andere Lösung, als sich vom Vater ihrer beiden Kinder zu trennen. Sie redet aber nie in herabwürdigender Weise von ihrem Exmann. Korber will ein Buch über ihren autistischen Sohn schreiben. Es wurde ein Buch über das Konfliktpotential mit einem autistischen Kind, das in vielen sozialen Bezügen zu Tage tritt. Sie beschreibt das Verhalten ihres Kindes treffend und anschaulich, so dass einem Insider klar ist, dass es sich bei Simon um ein Kind mit frühkindlichem Autismus handelt. Unverständlich, dass die Diagnose erst gestellt wird, als Simon sieben Jahre alt ist.

Dieses Buch ist keine leichte Kost. Aber das ist die Wahrheit: Der Autismus überfordert jede/ jeden, die/der sich mit allerbesten Motivation in den alltäglichen Kampf stürzt. Autismus ist keine interessante Variante psychiatrischer Störungen, nicht das Leben mit aufregenden Sonderbegabungen, wie es die Medien gern darstellen. Autismus kann Menschen zerstören, nicht nur die davon Betroffenen, sondern auch die, die vom Schicksal dazu ausersehen wurden, damit umzugehen.

Dietmar Zöller

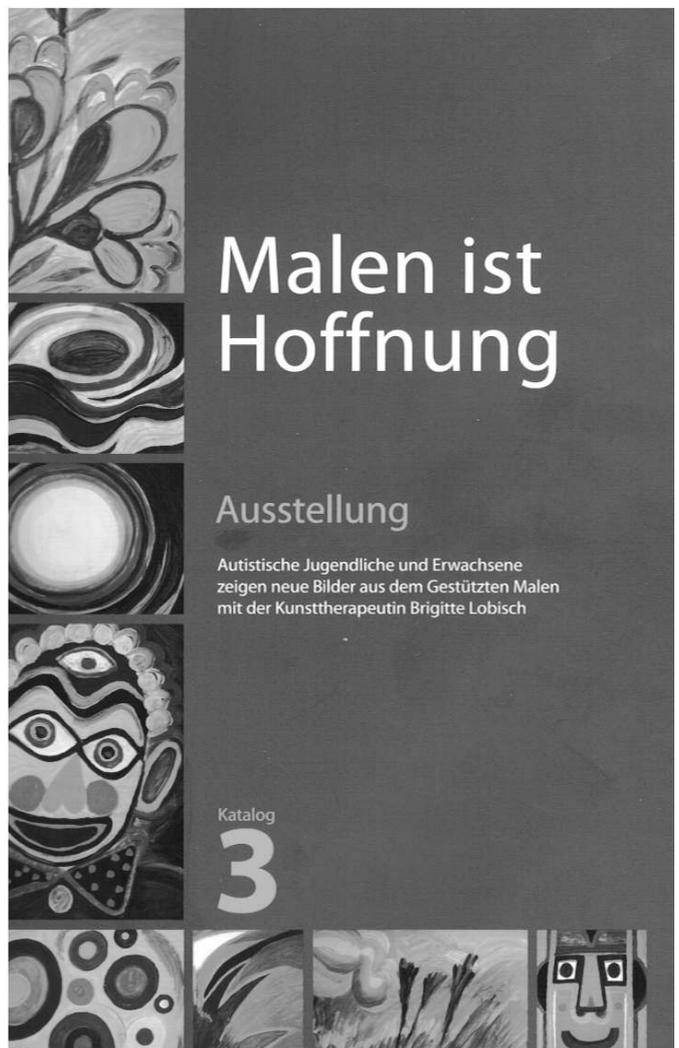
Ausstellung:

Autistische Jugendliche und Erwachsene zeigen neue Bilder aus dem Gestützten Malen mit der Kunsttherapeutin **Brigitte Lobisch.**

Die Ausstellung findet vom 27. Februar bis 24 März in Münchener Gasteig statt. (Rosenheimer Str.5, 81667 München)

Informationen zum Gestützten Malen finden Sie unter: www.gestuetztes-malen.de

Lesen Sie dazu S.6



Malen ist Hoffnung

Grußwort für den Katalog zur Ausstellung *Malen ist Hoffnung in Gasteig München*
vom 27. Februar bis 24. März 2013

Was bedeutet für mich der Satz „Malen ist Hoffnung“? Ich war in Deutschland vielleicht der erste, der das gestützte Malen bereits Mitte der 70-er Jahre angeboten bekam. Meine Mutter nannte es nicht so. Sie hatte keinen Namen für das, was sie mit mir machte. Wie Frau Lobisch entwickelte sie eine Stütztechnik, die es mir ermöglichte, einen Stift und später einen Pinsel festhalten zu können.

Wenn meine frühen Erinnerungen mich nicht trügen, erlebte ich bei den ersten Malversuchen so etwas wie Hoffnung, auch wenn ich dieses Wort noch gar nicht im Repertoire hatte. Ich erlebte, dass etwas, das von mir kam, auf dem Papier blieb, nicht verschwand wie die vielen, allzu vielen Sinneseindrücke, die auf mich einstürzten, ohne dass ich sie festhalten konnte. Meine frühen Bilder sehen anders aus als die Bilder im Katalog, die ja Erwachsene gemalt haben. Meine frühen Bilder haben Konturen, und das war wichtig für mich. Die Konturen musste ich mir hart erarbeiten. In meinem Kopf formten sich mitten in einem sensorischen Chaos Gegenstände, die sich durch Konturen von ihrer Umgebung abhoben. Es gelang mir immer besser Gegenstände abzubilden. Aber das war nur der Anfang einer Entwicklung, die viele Jahre keine Hoffnung zugelassen hatte.

Ich, der nicht sprechen konnte, fand Zugang zu meinen Gefühlen und lernte bildlich auszudrücken, wie ich mich selbst und die Menschen um mich herum erlebte. Ungläubig betrachte ich noch heute zuweilen die kleinen, unscheinbaren Bildchen, die in aller Deutlichkeit zeigen, wie klar ich zum Beispiel die ausweglose Lage meiner Mutter wahrnahm.

Die Malerinnen und Maler, die ihre Bilder in diesem Katalog präsentieren, bringen innere Bilder aufs Papier und die gestützt geschriebenen Erklärungen dazu helfen dem Betrachter, die Gefühle zu erahnen, die hier einen Ausdruck gefunden haben. Das sind Bilder der Hoffnung. Menschen, die sich gar nicht oder nur wenig sprachlich äußern können, vermitteln eine Botschaft: Ich bin eine Person mit Gefühlen. Ich verarbeite, was ich mit den Sinnen aufnehme, auf meine besondere Art und Weise. Ich erlebe Schönheit und Erhabenheit.

Malen ist Hoffnung, Hoffnung auf Teilhabe und Anerkennung. Das bedeutet Respekt vor dem Anderen in seiner Fremdheit.

Ich wünsche, dass diese Ausstellung ein Erfolg wird. Vielen autistischen Menschen sollte das gestützte Malen angeboten werden. Das Malen gehört in jede Entwicklungsförderung vom Vorschulalter an.



Die kleinen Bildchen habe ich wie folgt kommentiert: Mutter zwischen Händen Mutter gebeugt vor Kummer
und mit einem Sack voll Tränen Eingewickelte Mutter Unser Wohnzimmer Selbstbildnis

Dietmar Zöllner